

2. ABORDNUNG

Gegebenheiten und Öffnungen

Am 1. Mai 1970 besuchte uns in Leipzig ein »Oberlandeskirchenrat« aus Dresden. Ich kannte ihn. Er war Pfarrer in Plagwitz gewesen, wo meine Herkunftsfamilie einmal gewohnt hatte. Ein Studienfreund, Manfred Dietmar Falkenau, und ich, wir hatten den Wunsch geäußert, zu zweit mit der Gemeindegemeinschaft zu beginnen. Unsere Freundschaft ging auf die gemeinsame Studienzeit zurück. Das »Beten und Tun des Gerechten unter den Menschen«, worin nach Bonhoeffer »Christsein heute« bestehen muss, war nach unserer Überzeugung nicht im pastoralen Alleingang möglich. »Beten« lief für uns darauf hinaus, sehenden Auges die sozialen und politischen Verhältnisse zu gestalten.

Dem kirchenleitenden Mann war anzusehen, dass er eine gute Nachricht vorzubringen hatte. Unserem Wunsche werde entsprochen, sagte er. In Dresden entstehe demnächst ein Neubaugebiet. Wenn Kirche dort in Gestalt zweier junger Theologen bereits vor Ort sei, wäre das ideal. Er malte uns das aus.

Wir wurden in zwei benachbarte Gemeinden »abgeordnet«. Nicht nach Liebstadt, Tirpersdorf und Hinterhermsdorf, wo unsere »Predigercollegen« seit einem Jahr »im Amt« waren. Mein Freund bekam eine »Pfarrstelle« in Dresden-Trachau. Mir wurde die »zweite Pfarrstelle« im benachbarten Dresden-Trachenberge zugeordnet.

Dresden ließ sich »Elbflorenz« nennen. Eine geborgte Identität, ein bisschen europäischer Süden in Sachsens Metropole. Dresden war 1970 noch immer ruiniert. Dass die Stadt Mitte Februar 1945 eine riesige Brandstätte war, das hatte sich in meine Kindheitsphantasie eingebrannt. In meinem Heimatdorf, sechzig Kilometer vom Elbtal entfernt, wurde oft von dem feuerroten Himmel erzählt. Das Datum kannten alle. Von den Tausenden Toten sprach man in leiseren Tönen.

Ach, Dresden: Stadt der Künste, des Kreuzchores, der Staatskapelle, der großen Galerie. Die Semperoper verwitterte. Das Schloss, ein Wrack. Die Frauenkirche war ein Trümmerhaufen. Luther lag lange der Länge nach da. Die Prager Straße war aus den Ruinen auferstanden, hingeklotzt wie aus einem Baukasten aus Betonteilen.

In meinem Kalender dieser Tage der Weichenstellung in Richtung Dresden hatte ich ein Zitat vermerkt: »Kirche als Institutionalisierung des kritischen Bewusstseins«. Das stand in dem Buch »Mut zur Utopie« von Georg Picht. Von den »Leipziger Sch(m)utzengeln«, dem Kirchlichen Kabarett, musste ich mich nun allmählich verabschieden. Unser »Mut zur Utopie« hatte den Titel »Die heitere Buße«.

Mitte Juli war »Dienstbeginn« in Dresden. Weil wir eine vierköpfige Familie waren, bekamen wir eine »Dienstwohnung«. Drei Zimmer. Küche. Bad. Ein Malermeister übernahm die Renovierung und kassierte 709,49 Mark. Der Umzug von der Elster an die Elbe war eine lösbare Kraftprobe. Eine zweite Dienstwohnung für meinen Freund und Kollegen gab es nicht. Er bekam ein Zimmer zugewiesen. Wohnungen waren rar.

In diese Zeit fiel auch mein »Zweites Examen«. Die Prüfenden waren diesmal Vertreter der sächsischen Landeskirche.

Ein paar Wochen pendelte ich zwischen den beiden größten Städten von Sachsen. Kam ich von Leipzig, stieg ich am Bahnhof Dresden-Neustadt in die Straßenbahn. Wenn an der Anzeige über der Fahrerin der Straßenbahn »Wilder Mann« stand, dann war ich auf dem richtigen Weg. Die Straßenbahn rumpelte in Richtung Norden. Die Gleisanlagen waren in einem erbärmlichen Zustand. Aussteigen musste ich am Hubertusplatz. Die Straßenbahn fährt auf der Großenhainer Straße weiter. Rechts biegt die Maxim-Gorki-Straße ab. Nach Norden hin mündet der Platz in die Hubertusstraße. Zwischen der Großenhainer- und der Hubertusstraße ist eine Gaststätte, der »Hubertushof«. Zweihundert Meter dahinter führt rechts ein Fußweg durch die Kleingärten. Hinter den hohen Hecken wuchsen Bäume, Beerensträucher, Blumenkohlköpfe. Die Werktätigen erholen sich hier, hieß es offiziell. Sie hatten Bauwerke errichtet, wohnliche »Lauben«, auch Schuppen. Irgendwelche »Beziehungen« waren dafür nötig. Holz und Ziegel gab es nicht ohne Weiteres. Der grüne Quasi-Privatbesitz endete an der Döbelner Straße. Diese Straße führt vom Paulifriedhof bis zum Wilden Mann. Nach ihrer Überquerung, die Kleingärten im Rücken, steigt das Gelände an. Am Berghang stehen, sich der Aussicht halber an Höhe anbietend, große und kleinere Häuser. Nachdem es mir jemand gesagt hatte, glaubte ich es auch zu merken, dass an einer bestimmten Stelle, kurz vor der weiter oben gelegenen Weinbergstraße, ein Luftzug zu spüren ist. Dann bist du über dem Dunst des Elbtals angelangt, hieß es. Die meisten Menschen wohnen unten. Unser Haus, ein Eckhaus, war knapp darüber: Weinbergstraße 49.

Auf halbem Weg zwischen Döbelner Straße und Weinbergstraße, also noch halb unten, ist ein Gebäude mit großen Fenstern zu sehen. An der Stirnseite ist eine Sonnenuhr. Es gibt einen sandigen Vorplatz. Wenn du ihn betrittst, siehst du links einen einzeln stehenden gedrungenen Turm, in dem die Glocken hängen. An dem bescheidenen Bauwerk der Kirche mit den schmalen Fenstern wurde bis 1958 gebaut. Die Vorgängerkirche war durch einen Brand zerstört worden.

Hinter dem sandigen Vorplatz, etwas tiefer gelegen, lag eine Wiese, ringsum Sträucher. Hinter den Sträuchern eine Baracke mit drei Räumen. Unterhalb von ihr, schon fast wieder an der Döbelner Straße, eine zweite, größere Holzbaracke. Wein wuchs hier nicht mehr. Die später hierher kamen, sagten: »Ich war im Weinberg.«

Nördlich der Weinbergstraße geht es noch weiter hoch. Oben liegt der »Heller«. Hier war militärisches Gelände. Birken und Pappeln wuchsen im aufgewühlten Sand. Durch die »Drachenschlucht« führt eine gepflasterte schmale Straße hinauf zum »Heller«. Oben befand sich ein »Rehabilitationszentrum«, auch ein »Altersheim«.

Die Weinbergskirchengemeinde hatte zwei Pfarrstellen. Der »erste Pfarrer« war Doktor der Rechtswissenschaft. Ich habe ihn nie gefragt, wann und wie er zur Theologie gekommen ist. Er nahm mich mit einer Freundlichkeit in Empfang, in der ich auch etwas von Reserviertheit zu spüren glaubte. Ich war siebenundzwanzig Jahre jung. Er war doppelt so alt. Zum Gebiet der ersten Pfarrstelle gehörten die Teile von Trachenberge mit den einzeln stehenden Häusern, viele davon über der oft dicken Luft des Elbtalkessels. Zur zweiten Pfarrstelle gehörten die Gründerzeitstraßen südlich des Hubertusplatzes, Haus an Haus. Der erste Pfarrer bewohnte eine ganze Etage in einem großen, hoch gelegenen Haus. Er fuhr einen klapprigen Volkswagen. Dessen Garage war gleich neben dem Glockenturm.

Mein Vorgänger auf der »zweiten Pfarrstelle« war im Ruhestand. Bei Hausbesuchen wurde mir von ihm erzählt. Eine ältere Frau erzählte mir: »Wenn er mit seinem langen weißen, wehenden Haar durch die Straßen ging, dachte man, es wäre der liebe Gott.« Er lebte nicht mehr lange. Ich lernte ihn nicht wirklich kennen.

Es gab einen »Kantor«, Dieter Westenhöfer. Er wohnte mit seiner Frau in der Dienstwohnung über uns. Die Sonntagsgottesdienste bereitete er bis in alle Einzelheiten vor. Er sang innig. Die Orgel war ihm wahrhaft eine »Königin« unter den Instrumenten. Er betastete sie geübt und liebevoll. Er

leitete den Kirchenchor. Eine Kurrende gab es auch. Als unsere Kinder bei ihm mitsangen, sagten sie, sie müssten viel lachen. Er dirigierte nicht mit dem Stock, sondern mit dem Spiel seiner Gebärden. Der Kantor liebte die leisen Töne und fand Anklang mit seiner »Stillen Stunde am Clavicord«. Er komponierte Kantaten. Einmal schrieb ich ihm den Text dazu.

In der Kanzlei der Kirche waltete der »Inspektor«. Irgendetwas war ihm ins Gesicht geschrieben, was nicht mit Heiterkeit einherging. Er war die Ruhe in Person. Seine Ruhe, so schien es mir, entstammte kraftraubend einem gebändigten Ärger. Vorher hatte er in einem Friedhofsbüro gearbeitet. Wir wurden nie warm miteinander. Stundenweise arbeiteten auch Frauen unterschiedlichen Temperaments in der Verwaltung mit.

Dem »Küster«, er hieß Gottfried, konnte keiner gram sein. Er hatte etwas an sich, was äußerst ungenau und unnötig »geistige Behinderung« genannt wird. Er war auf seine Weise wach, friedvoll und zugegen.

Mein Vorgesetzter im »Kirchenkreis« war der »Superintendent« von Dresden. Die kollegiale Gestalt, die mich als protestantischer Theologe leitete, hatte nicht viel übrig für etwas, was mit »super« einherging. Hochachtung kannte ich wohl. Durch Titel war diese nicht begründet. Der »Oberlandeskirchenrat«, der uns hierher »abgesandt« hatte, war mir sympathisch. Weil er auf unseren Wunsch nach Teamarbeit eingegangen ist. Er war in einer charaktvollen Weise freundlich und ermutigend.

Der »Superintendent« gab Anordnungen. Ich bestand darauf, dass Angelegenheiten, die mich betrafen, mit mir gemeinsam zu bedenken seien. Ein strittiger Punkt war die »Amtstracht«. Ich gehörte entschieden zu denen, die »dem Muff von tausend Jahren unter den Talaren« nicht noch eine weitere Duftnote hinzufügen wollten. Westdeutsche Studenten hatten den Muff ihren talartragenden Hochschullehrern unterstellt. Ich begegnete meinem Vorgesetzten mit einer unfreundlichen, »antiautoritären« Ironie. Und nannte ihn, wenn von ihm die Rede war, »Lawendel«. So hieß er aber gar nicht. Nur so ähnlich.

Bei einer ersten »dienstlichen« Begegnung mit dem »ersten Pfarrer« sagte ich ihm, dass ich gewillt sei, eine »Offene Jugendarbeit« zu beginnen. Da müsse ich mich zur »Wallterrasse« begeben, sagte der Ältere. Dort träfen sich »Jugendliche vom Rand der Gesellschaft«. Ich begab mich nicht zur Wallterrasse im Stadtzentrum von Dresden, hatte ich doch inzwischen die Schlüssel für die kleine Kirche in Trachenberge. Auch für die zwei Baracken im Gelände am Hang.

Sankt Afra und Zaremba

Aber ich war noch Vikar, »Stellvertreter«, also Schlüsselgewaltiger zweiter Klasse. Ich befand mich noch mitten im »Zweiten Examen«. Ende August 1970 musste ich meine »Examenspredigt« halten. Der Superintendent von Meißen nahm die Prüfungspredigt ab. Er lud mich ein, in der St.-Afra-Kirche in Meißen einen Gottesdienst zu halten. Die Predigt musste ich ihm vorher schriftlich vorlegen.

Ich war in einer theologischen Gärung. Nichts war gar. Wenig sonnenklar. Vieles war aufgebrochen. Der Konjunktiv von Hugo Grotius, den Bonhoeffer zitiert hatte, ging mir nicht mehr aus dem Kopf: »Wenn es Gott nicht gäbe ...« – Was dann?

Wer einen Blick für den Menschen hat, lässt sich nicht blenden. So begann meine Examenspredigt in Meißen. Das wollte ich wirklich, Menschen wahrhaft im Blick haben. Und ich wollte dabei *mehr* sehen, wollte sie *anders* sehen als *mehr oder weniger sympathisch*. Ich zitierte ein siebzehnjähriges Mädchen: *Meine Freundinnen sind alle auf die schiefe Bahn gekommen.* In einer Mischung von Abschied und Anhänglichkeit redete ich von Gott: *Gott hat sein Testament gemacht.* Dass Gott »tot« sei, erschien mir nicht als »offene« und umsichtige Aussage. Nach den Verbrechen der braunen »Volksgemeinschaft« und angesichts der diktatorischen Gängelungen im sogenannten Sozialismus erschien mir eine indifferente Gottesrede allerdings wie Verrat und Ausrede. Viele Huldigungen »Gottes« gingen nach meiner Wahrnehmung mit Verkennungen einher. Ich nannte uns Menschen in St. Afra *Erben*, Testamentsvollstrecker. *Gott vererbt Geist.* Offenheit für Menschen und eine eingehendere Lektüre der »Testamente« Gottes schienen mir nötig. Und zwar geistvoll. Und genau. »Gottes Wort«, wer auch immer diese Literatur verfasst, bearbeitet und sich ihr verschrieben hat, tot ist hier gar nichts.

Ich war im Sommer 1970 dabei, meinen »Dienst anzutreten«. So wurde das genannt. Ich strebte nicht in ein »Amt«. Hier, fand ich, schieden sich die Geister: Ob einer als Theologe »Amt und Würden« anstrebt. Ansehen, Beliebtheit und eine »Pfründe«. Oder ob sein »Dienst« eine erkennbare Ähnlichkeit hat mit dem Handeln dessen, den seine Anhänger »Christus« nannten. »Gottesdienst« sei, so sagte ich in meiner Examenspredigt *Dienst an dem lebendigeren Leben.*

Der prüfende Superintendent fand meine Predigt im St. Afra nur halb gut. Vor dem »Amen« hatte ich gesagt: *Wir sind nicht festgelegt auf ein Leben, in dem wir immer wieder an unserem Unvermögen scheitern.* Leben ist mehr als banaler Erfolg, ungerechter Reichtum, schäbiger Schein, »sozialistisches« Getue und Gerede. Leben: *Nicht festgelegt.* Das entsprach meinem Sinnen und Trachten. Also: Offenheit.

Ich war gespannt auf die jungen Leute der Gemeinde. Dienstagabend war ihre Zusammenkunft angesetzt. An einem ersten Dienstag meiner »Dienstzeit« kamen zwei Jugendliche. Beide wohnten in dem Rehabilitationszentrum auf dem Berg. Der Weg aus der Stadt dorthin führte an der Kirche vorbei. Einer von beiden kam aus meinem Heimatdorf. Das ergab Gesprächsstoff. Wir saßen an diesem Sommerabend zu dritt auf der Wiese unterhalb der Kirche. Ich fand, sie waren das Zuhören mehr gewöhnt als eigenes Erzählen und Fragen. Die restliche »Junge Gemeinde« befand sich noch irgendwo in den Ferien. Jahre später lud mich der Leiter des Rehabilitationszentrums ein, zeigte mir nicht ohne Stolz die Räume der Bewohner, die neuen sanitären Anlagen und die Sitzecken mit den Sesseln vor den Fernsehern. »Warum zieht es unsere Leute ›zu Ihnen‹? Bei uns gibt es abends gute Küche, ›bei Ihnen‹ Fettschnitten. Was machen ›Sie‹ anders?« Ich weiß nicht mehr, was ich ihm sagte. Sicher irgendetwas mit »Offenheit«.

Viele Dresdner hatten sich kokett im »Tal der Ahnungslosen« niedergelassen. Dem »Westfernsehen« fehlte der Tiefgang in die Elbniederungen. Daraus einen generellen Mangel an Weltoffenheit abzuleiten, war kurzichtig und eine Brüskierung des Hörfunks.

Bevor ich meine erste Stelle antrat, hatte ich gelernt, es sei gut, da anzuknüpfen, wo die Menschen vor Ort »stehen«. Aber ich war nicht geduldig genug, monatelang Hausbesuche zu machen, zu fragen: »Wo steht ihr? Was ist euch wichtig? Was schwebt euch vor?« Ich kam mit einem Verständnis von »Gemeinde«, welches von einem glaubwürdigen Respekt für »Ungläubige« ausging. Das war ich Zaremba und den »Gammlern« vom Leipziger Hauptbahnhof schuldig.

Zaremba kannte ich aus Merkwitzer Zeiten. Als »Ephoralvikar« hatte ich die jungen Leute aus den Dörfern nordöstlich von Leipzig zu wöchentlichen Treffs eingeladen. Ich sagte, ihre »Konfirmation« sei eine »Initiation«, also Beginn und nicht Abschluss. Ich hob hervor, dass eine Absonderung junger Menschen dem Jungsein widerspräche. Es gäbe keinen Grund, »Christen«, »Nichtchristen« und »Gammler« auseinander zu dividieren.

Wer ernsthaft »Christ« sein wolle, müsse sich dafür interessieren, weshalb andere damit »nichts am Hut haben«. Von vielen selbsternannten »Atheisten« wusste ich, dass sie kaum Ahnung von dem hatten, was sie ablehnten. Viele »Christen« mühten sich aber auch nicht, die zutreffenden Argumente ihrer Kritiker horizonterweiternd aufzunehmen.

Zaremba war nicht christlich sozialisiert. Er war anders gekleidet als die Jugendlichen aus den guten Häusern der Dörfer. Eines Abends erschien er. Denkbar war, dass er eine Bierflasche in seinem Beutel hatte. Breitbeinig saß er auf einem Stuhl.

Ich freute mich riesig, dass er gekommen war. Und ich glaube, dass er das gemerkt hat. Ich hütete mich, ihn besonders zu beachten. Ich verkniff mir, ihn zum Objekt meiner »Offenheit« zu machen. Ich war gespannt auf das, was er sagen würde und ob er wiederkäme. Alle waren gespannt auf das, was Zaremba sagen würde. Niemand sagte: »Was will der hier?« Alle schienen zu wissen, dass, wenn Zaremba kommt, sich auch andere trauen, die Schwelle zu überschreiten. Viele »Schwellen« sind Erfindungen von Imperatoren, die »trennen«, was zusammengehört. Bei Jugendlichen ist das besonders paradox. Die gemeinsame Schnittmenge unserer Biografien währte nun wenige Monate. Zaremba verhalf mir zu der Schlüsselerfahrung, dass die Abgründe zwischen uns Menschen nicht tiefer sind, als wir sie zulassen.

»Gammler«, sogenannte, trafen sich am Leipziger Hauptbahnhof. Auf eine Einladung hin pilgerten sie sonntags in eine Leipziger Kirche. Die hieß ihres Turmes wegen im Volksmund »Zitronenpresse«. Zaremba war mir als Original begegnet. Die »Gammler«, so lautete ihre Abstempelung, wurden zahlreich mit »ihrer« Musik vorstellig. Diese empfingen sie mit ihren »Empfängern« von »Radio Luxemburg« oder anderen »nichtsozialistischen Sendern«. Die Kommunikation war erschwert. Auf Texte und Themen kam es weniger an. Mit einigen traf ich mich zu Gesprächen. Einer zeigte mir Nacktfotos. Das war 1968, als im »Westen« die Studenten meuterten.

Den Witz, dass, wer »immer offen« sei, in Gefahr ist, »nicht ganz dicht« zu sein, kannte ich damals noch nicht. Auch das Zitat, dass Freiheit »immer auch die Freiheit der Andersdenkenden« sei, war noch nicht in aller Munde.

Protestantische »Offenheit« war meines Erachtens ein grundsätzliches Interesse an allen mir begegnenden Menschen. Dabei ergab sich bald eine Differenzierung: Wem höre ich besonders zu? Wem gehe ich besonders nach? Wem trete ich nahe? Die Prioritäten entlehnte ich der Praxis früh-

christlicher Gemeinden, die sich auf Jesus beriefen. Sie erzählten sich seine »Gleichnisse«. Als die Frage auftauchte: »Wer ist mein Nächster?«, verwies Jesus nicht auf Verwandtschaft, auf Volksgenossen und Verliebte. Er erzählt von einem, den sie nach einem Raubüberfall »halbtot« abseits liegengelassen hatten. Einem Ausländer geht dieser »Halbtote« nahe. Er schafft ihm Hilfe. Tempelbeamte waren vorüber gegangen.

Ich hatte das »Gleichnis vom barmherzigen Samariter« im Rahmen des zweiten Examens mit Leipziger Kindern bedacht (Lukas 10, 30ff.).

Für mich war das eine unumkehrbare Orientierung im Blick auf Nähe und Distanz. Die Schliche der Tempelamtsträger und die Weisungen, auf die sie sich beriefen, kamen für mich nicht in Frage.

Nicht selten rief ich mir und anderen die soziale und pastorale Praxis »guter Hirten« ins Gedächtnis: Nach Jesuanischer Prozentrechnung bleiben neunundneunzig Prozent der Schafe sich selbst überlassen, wenn ein Prozent, also ein einziges Schaf, in Gefahr ist. In diesem Schäferspiel ist das eine »verirrte Schaf« die Hauptperson. Die Umsicht und Offenheit, die ich anstrebte, war von solchen prägnanten Parabeln geprägt.

Deshalb sind mir die zeitraubenden Geburtstagsbesuche oft fraglich gewesen. Sie gehörten zu den herkömmlichen Aufgaben eines Pfarrers. An Geburtstagen wurden alte Menschen meistens üppig umsorgt. Die Besuche des »Herrn Pfarrer« reihten sich ein in die vorübergehende Aufmerksamkeit der für Jubiläen zuständigen Mitwelt. Oft bekam ich Alkohol angeboten: »Ihr Vorgänger hat auch immer gut zugelangt.« Im Beisein von Unbekannten, die sich vertraut gaben und noch gar nicht wussten, dass »wir« jetzt einen so jungen Pfarrer haben, kam kaum ein offenes Gespräch zustande. »Hauptsache: Gesundheit!« Dieser Wunsch war wie ein Orakel. Ich sagte, wenn ich wieder ging, so etwas wie: »Ich komme wieder, wenn Ihnen an einem Gespräch liegt.«

Offene Türen und Ketten

Bevor es so weit war, die Kirchentüren aufzuschließen, öffneten wir die Tür zu unserer Wohnung. »Offenes Haus« nannten wir das. Unser Zwanzig-Quadratmeter-Wohnzimmer war groß genug für viele. Eng beieinander zu sitzen war ohnehin gefragt. Es war so etwas wie Warmwerden miteinander. Kennenlernen. Entgegenkommen wechselseitig. Auftauen füreinander braucht Tuchfühlung. Wir bekamen aber bald auch exklusive Anhänglichkeit zu spüren. Die gemeinsamen Abende hatten das Erzählen der wöchentlichen Erlebnisse zum Inhalt. Zuhören zählte. So kam es zum Austausch von Erfahrungen. Manchmal nahm ich einen Erzählstoff zum Anlass, einen Perspektivwechsel vorzunehmen. Wir versetzten uns in die Situation von Eltern, Lehrerinnen, Freundinnen, Freunden und Vorgesetzten. Oftmals nahmen wir Erzählstoff aus der Literatur auf. Auch die Pointen biblischer Texte inspirierten in solchem aktuellen Erzählraum zu Umsicht und weiter führenden Aufschlüssen.

Einige wollten bleiben, wenn das Zusammensein zu Ende war. Einem Mädchen wurde oft »schlecht«, wenn es an das Nach-Hause-Gehen dachte. Sie zählte dramatisch auf, was sie erwartete. Wir begleiteten sie und andere nach Hause. Das Ja zu anfangs gewährter »Nestwärme« lief in dem, was mir vorschwebte, auf etwas hinaus, was ich »ein zweites Zur-Welt-Kommen« nannte. Ich wollte nichts Klebriges. Ich wollte Entbindung von »Mündigkeit«, Emanzipation. Eines Tages tauchte für die begonnene »Offene Arbeit« das entscheidende, protestantische Freiheitswort »Entfesselung« auf. Jemand hatte mir unterstellt, ich hätte die Gabe, junge Menschen »zu fesseln«. Das verbat ich mir energisch. Ich lernte im Laufe der Zeit, dass Begegnungen Für- und Gegeneinander erkennbar machen. Junge Menschen brauchen auch ein kritisches Gegenüber.

Im Frühherbst 1970 waren einmal in der Woche etwa vierzig junge Leute in unserem Wohnzimmer versammelt. Mir wurde bange um die Statik des Hauses und um den CO₂-Gehalt der Nestwärme. Das war Anlass für einen Ortswechsel.

Nach hundert Tagen als »zweiter Pfarrer« hatte ich die Organisation eines »Jugendwochenendes« angeregt. Der »Gedenktag der Reformation« erschien mir als ein günstiger Termin. Für Einladungen und Plakate fertigte ich einen Linolschnitt mit einer Kette, bei der ein Glied aufgebogen war.



Als Druckfarbe für die offene Kette wählte ich die Farbe Rot. Ich hatte nur zwei Farben zur Verfügung: rot und schwarz. In der Mitte der Kette war das Thema zu lesen: »Freiheit' 70«. Diese Einladung gelangte in viele Hände. Einige von ihnen sahen nur rot, rot und nochmals rot. Einige sahen auch schwarz. Nach dem geltenden Gesetz hatte ich ein »ungenehmigtes Druckergebnis« hergestellt. Es kam offenbar zu einer Verkettung von kirchlichen Befürchtungen und staatlichen Androhungen. Vorgeschickt wurde der »Stadtjugendpfarrer« von Dresden. Als er zu mir kam, nannte er mich »Bruder«. Es gäbe Klärungsbedarf, auch Ärger. »Die rote Kette ... Freiheit ... Sie wissen schon.« Ich sagte, die Einladungen seien unterwegs. Reformation und Freiheit seien nicht zu trennen. Er sagte: »Ja, das schon, aber ... Sie wissen schon.«

Zwei Tage vor »Freiheit '70« gab es eine »Kirchenvorstandssitzung« der Weinbergskirchengemeinde. Ein Tagesordnungspunkt lautete: »Die Benutzung der kirchlichen Räume«. Dass und wie Kirche »offen« sei, war hier ein noch sehr ungewohnter Gedanke. Kirche als »Freiraum« galt noch nicht als Aushängeschild. Ich notierte mir Redebeiträge aus diesem Gemeindepapament. Jemand sagte: »Es muss erreicht werden, dass die Jugendlichen sich selbst beaufsichtigen.«

Selbstbestimmung als ein »Muss«! Aha! Dieses Verständnis von Selbstbestimmung war verkettet mit Gesetzen, Ängsten, Regularien und autoritär durchgesetzt. Viele Erwachsene von 1970 erhielten ihre Prägungen durch Diktaturen. Sagte in der DDR jemand »Freiheit«, konnte man darauf warten, dass ein zweiter »Einsicht in die Notwendigkeit« ergänzte. Das galt als dialektisch und philosophisch.

Ein paar Jugendliche, die noch nie in einer Kirche zu Wort kamen, erklärten sich bereit, anlässlich »Freiheit' 70« etwas zu singen. Auch etwas vorzulesen. Die Texte hatten wir besprochen. Ich hatte sie aufgeschrieben. Was sie singen wollten, wollte der Kantor vorgespielt und vorgesungen bekommen. Er sagte später einmal, er müsse darüber wachen, dass sie keine »kaputten Stimmen« bekommen. Einer von ihnen kam nach dem Vorsingen nie wieder.

Die schrillen Stimmen und Melodien waren gerade in aller Welt gefragt. Jimi Hendrix, Janis Joplin allen voran. Beide waren im Herbst 1970 nach »wildem Bühnenauftritten« gestorben. Nicht alle unserer Vorsänger blieben weg. Einer von ihnen kam in späterer Zeit manchmal in letzter Minute. Die Glocken läuteten bereits. »Ich hab noch schnell ein Lied gemacht.« Er sang es mir in einem Nebenraum vor. Ich sagte ihm, an welcher Stelle im Ablauf es passte. Ein Gitarrist ging drei Jahre zur Armee. Ihm lag an weiterem Kontakt. »Niemand« sollte wissen, so wollte er es, dass er mit einem Theologen im Briefwechsel stand.

Die »Rolling Stones« lagen vielen Jugendlichen in den Ohren. Wer drei bis fünf Akkorde auf der Gitarre beherrschte, verstieg sich, oft sächsisch artikuliert, in den Gesang von »I can't get no satisfaction«.